

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 61 (1952)

Heft: 2

Artikel: Trockenheit im Wallis

Autor: Ramuz, C. F. / Weckerle, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TROCKENHEIT IM WALLIS

VON C. F. RAMUZ

Deutsch von Rudolf Weckerle

Sie wohnen am Fusse der grossen abschüssigen Halde des Bergkammes, dort, wo dessen nördlicher Abhang in den flachen Talgrund übergeht.

Sie sind am Fusse dieses Hanges im Norden, der gegen Mittag gerichtet ist und während des ganzen Tages der Sonne, von ihrem Aufgang bis zu ihrem Niedergang, ausgesetzt ist, sie greift ihn frontal und ohne Unterbruch an; vielleicht geschieht es, dass sich einmal ein lässiges Wölklein wie zufällig da hinauf verirrt und sich zwischen das Tagesgestirn und das kleine Stück des von ihm beschienenen Landes schiebt, aber das kommt selten vor.

Schon früh im Jahr ist an diesem Abhang alles verbrannt, die Erdschicht ist nur dünn hier und bedeckt nur halb und schlecht das Felsgestein, das des Hanges Knochengerüst bildet und das überall die zu dünne Haut, die darüber ist, durchstösst.

Grosse, spitze Felsen, welche die Form und die Farbe von Zelten haben, die die Nomaden in der Wüste aufstellen — die Felskanten sind wie gespannte Taue — belagern, ein wenig über den Weideplätzen, den Gipfel. Nur wenig Wald ist da, nur wenige Schluchten, wo der Schatten wenigstens Zuflucht finden kann; jeder Fels ist mit seiner ganzen Oberfläche der Glut der Sonnenstrahlen ausgesetzt, die wie feurige Lanzen aus dem von den langgestreckten Berggräten herausgeschnittenen Stück offenen Himmels herniederstechen.

Da ist dieser grosse Abhang im Norden des grossen Tales, das sich von Osten nach Westen erstreckt; selbst im Frühling färbt er sich an gewissen Stellen kaum mit einem zarten Grün, das bald schon absterbt, dünn wird und grau und rötlich sich verfärbt. Und je mehr die Jahreszeit fortschreitet, wird alles dürr, und daraus hervor glitzern gewisse Felsstücke wie Glas.

Man sieht diese senkrechten, ausgeglühten Felsregionen; man wendet die Augen von ihnen ab, ihr Anblick ist unerträglich. Manchmal schwebt über ihnen so etwas wie ein leichter Nebel, er besteht aber nur aus feinem, pulvrigem Staub, der sich loslässt, unser Auge täuschend.

Und dennoch sind einmal die Menschen gekommen, um sich am Fusse dieses Abhangs niederzulassen, unbesonnener Weise; sie haben hier ein kleines Dorf gebaut, zwischen Weinstöcken, die zwar die Trockenheit nicht zu sehr fürchten; die Menschen besassen aber über den Rebbergen auch Wiesen, und diese setzen das Vorhandensein des Wassers voraus.

Und weil das Wasser des Himmels fast vollständig fehlte, konnte man hier nur auf jenes zählen, das die Betriebsamkeit und der Scharfsinn des Menschen dort gesucht haben, wo es sich in grossem Ueberfluss findet als weisses Geschmeide auf den äussersten Kanten und höchsten Erhebungen des Gebirgskammes. Diese Türme, diese Zacken und Dome, ganz dort oben an den Grenzen des Himmels, sind von einem feinen, silbrigen Spitzenkragen bedeckt; wieder andere Zacken haben ihn von sich geschüttelt und recken sich in das Himmelsblau, sind aber voller Runzeln, Falten und Höcker.

Da ist ein Wasser, das noch keines ist, ein Wasser, härter als der Stein, ein Wasser, das Kristall ist, durchsichtig wie

der Kristall und zerreibbar wie er, die Hitze aber weicht dieses Wasser auf, lässt es zu sich selber kommen, macht es fügsam und geschmeidig; und die Menschen haben sich vorgenommen, dieses Wasser nutzbar zu machen, sie sind zu ihm hinaufgestiegen. Und dann haben sie es eingeladen, zu ihnen zu kommen, indem sie es in Holzrinnen geleitet haben, von denen sie die meisten mittels in den Spalten eingerammter Pfähle an den Felswänden aufhängen mussten; nun endlich hielten sie es eingefangen, und nun haben sie es gezwungen, sich dorthin zu wenden, wo sie es brauchten; es konnte nicht mehr dort hin, wo es selber gegangen wäre. Zu diesem Zweck haben sie ein ganzes System von Kanälen angelegt, bestehend aus unzähligen Rinnen, die sie überall dorthin leiten mussten, wo ihre Kulturen waren; diese unzähligen Rinnen sind einer aufgelösten Haarflechte vergleichbar, die man mit dem Kamm auseinanderstrählt und die auf der Schulter des Gebirges sich ausbreitet.

So leben sie, dank diesem Eingebrachten, das sie dem Berg abgefördert haben. Sie leben inmitten grüner, wohlgenährter Bäume, die erfüllt sind vom Gesang der Vögel, begleitet von der Musik des Wassers, das dahinfliest durch ein schönes, grünes, immer üppig gewachsenes, dichtes Gras, das man vom Mai bis zum September mehrmals mäht. — Ja, sie sind gekommen, um zu erwirken, dass dieser grosse tote Berghang, der nur die Farbe des starren Gesteins hat, ein Ende nehme, dort an seinem Fuss, wo des Lebens frohes Dasein beginnt.

*

Aber da sind auch jene, die ganz unten, fast in der Ebene sind, sie befinden sich am weitesten weg von jener Stelle, wo all dieser Reichtum beginnt gegen sie herabzufließen. Zur Zeit der Trockenheit kommt es vor, dass das Wasser sie nicht mehr erreicht, weil es unterwegs aufgetrunken worden ist, mit jenem kleinen, schlürfenden Geräusch, wie wenn eine Katze trinkt, aufgetrunken durch die tausend begierigen Münden der unzähligen Spalten und Risse, die sich überall in der ausgeglühten Erde geöffnet haben. In jenem Jahr war wohl seit zwei Monaten kein Tropfen Regen mehr gefallen. April und Mai waren vergangen unter einem einförmig-blauen und traurig-leeren Himmel, ihm durchein nur eine brennende Sonne, deren Wanderweg verfolgt werden konnte von einem Ende des Tales zum andern. Die unteren Dörfer hatten in jenem Jahre weder einen Nutzen von dem Wasser, das die Menschen verteilen, noch von jenem, das Gott austeilt, aber nur, wenn es ihm gefällt.

«Was haben wir gemacht? Ist es eine Strafe? Doch wofür werden wir bestraft?» fragten sie sich, jeden Abend den Blick aufhebend zu diesen hinterhältigen Gebirgskämmen, von denen der eine vor ihren Augen im Süden war und ein anderer hinter ihnen; von oben herab glitzerten sie mit ihren Gletschern und Schneefeldern ironisch hernieder; schön anzusehen, aber unnütz sind sie.

«Und kommt nur», sagte Frau Prapioz, «kommt meinen Garten ansehen.»

Sie war vor ihrem Haus, mit ihrem Mann, ihren drei grossen Töchtern und ihrem Vater, der ein alter, gelähmter Mann war.

«Sagt mir, ist das nur möglich?»

Dort waren sie, alle sechs, und hoben den Kopf, und den hoben sie jeden Abend und jeden Morgen mit flehenden Augen zum neu erstandenen Tag. Wird er nicht etwas Nebel bringen, der geboren wird in diesen dunklen Schluchten, die sich die Wildbäche in den südlichen Berghang gebraten haben und denen manchmal Dünste entweichen, die aus der Tiefe wie dichte Rauchwolken hervorqualmen, die sich ausbreiten und emporsteigen und schliesslich die Berggipfel erreichen, deren Glanz sie auslöschen; — aber nichts von alledem, nicht das geringste Nebelchen, nicht das kleinste Wolkenflümchen, mit dem die Winde spielen würden, um es sogleich in weisse Flöcklein aufzulösen, die lässig durch die Lüfte spazieren wie die gefiederten Sämlinge des Löwenzahns.

Und nicht nur die Prapioz, sondern auch alle anderen Einwohner des Dorfes waren vor ihren Häusern, den Kopf gegen Osten, gegen Westen drehend, gegen alle Winkel des Horizontes, in der Erwartung irgend eines Zeichens; aber es gab keine Zeichen mehr: es ist ein schöner Tag, der so zu Ende geht, wie er angefangen hat, mit dem Gefunkel der Gletscher dort oben, die ringsum glitzern wie Silber, die rosig sind, sich rot färben, die verblassen wie ein Feuer unter der Asche. Indessen erblickte man in der ganzen Weite dieses langgestreckten Himmels, der keine Breite hat — so ist unser Berghimmel — die Sterne, die aufsprangen, einer nach dem andern, so wie Luftblasen an der Oberfläche eines Teiches.

«Nun kommt nur selber schauen», nahm Frau Prapioz das Wort wieder.

Die Tage werden lang, es bleibt schon hell bis nach neun Uhr. «Kommt sehen, was unser wartet! Wir haben uns verrechnet mit unserem „Gemüse“-Handel; da muss ich schon mehr als einen Monat lang mein Wasser am Brunnen holen mit einem Handkarren, in den ich meine zwei Giesskannen stelle.»

Gehen wir Frau Prapioz nach!

«Man hat eine Prozession gemacht», sagte sie, «der liebe Gott aber hat nicht auf uns hören wollen. Zwei Giesskannen, das sind zweimal zehn Liter Wasser, und wenn man morgens und abends vier- oder fünfmal fährt bis zum Brunnen, der mehr als fünf Minuten weit weg ist, dann ist das schon viel; vielleicht wäre es besser, gar nicht mehr zu giessen, weil es doch verlorene Mühe ist.»

Der Erdboden, auf dem man steht, raucht unter den Füssen; man steht im Staub bis über die Fussknöchel.

Der Garten liegt am Hang, und man sieht schon, dass er immer gepflegt worden ist; auf jeder Seite des Weges sind die Beete regelmässig angelegt, sie sind durch Weglein voneinander getrennt, die man so ausführt, indem man mit beiden Füssen die feingerechte Erde sorgfältig niedertritt, und, damit sie schön gerade werden, spannt man eine Schnur; da ist eine äusserste Regelmässigkeit: hier sind die Salatstöcke, dort die Setzzwiebeln, dort die Bohnen, dort die Kohlsetzlinge.

«Nun, schaut mir einmal das an», sagt Frau Prapioz, «ist das möglich?»

Sie bückt sich über ein Beet, was wir ebenfalls tun, denn ansonst würde man nichts wahrnehmen; nun sieht man in regelmässigem Abstand, in kleinen Vertiefungen mit zementartiger, rissiger Kruste Dinger, die da hineingesetzt sind, deren Farbe sich von der Umgebung kaum unterscheidet, — auf diesem Grau die grauen Dinger; es sind die Blätter der verwelkten Salatsetzlinge, die ebenso ausgetrocknet sind wie die Erde selber, an die sie geklebt sind und die sich ihrer bemächtigt hat; aus der Mitte der Blätter ragt so etwas wie eine grüne Feder, die sich aufrecht hält, da sie noch ein

klein wenig Lebenskraft in sich hat, die zwar so gering und ohne Widerstand ist, dass man jeden Augenblick erwartet, sie verschwinde auch noch. Und jedes dieser Pflänzlein ist umgeben von einer harten und glatten Kruste, die rissig ist wie Steingut, das man zu lange über dem Feuer gelassen hat.

«Ihr seht, ich sagte es schon immer», beginnt Frau Prapioz wieder, «das Giessen nützt nichts mehr, vielleicht wird es dadurch nur schlimmer, es macht die Erde hart, das Wasser dringt nicht mehr ein, kaum hat man es ausgegossen, wird es von der Sonne aufgesogen. Schaut meine Zwiebeln an, vor fünf Wochen habe ich sie angepflanzt.»

Man bückt sich von neuem, mit dem Finger muss man diese Pflänzlein suchen. Da sind dornartige, zerbrechliche Gebilde, deren feine Spitzen sich auf die Seite neigen und sich gelb färben. «Und meine Bohnen!» Man sieht so etwas wie einen Keimling, der ohne Lebenskraft ist und sich nur kümmerlich entfaltet hat zwischen den beiden Hälften des Muttersamens, die aus der Erde gestossen wurden und die Kaffeebohnen ähnlich sind. Die Kohlsetzlinge sind schiefstehende, holzige Storzen, die am oberen Ende zwei oder drei bräunliche Blätter tragen, so, wie ein abgestorbener Baum.

Dort steht Frau Prapioz, sie dreht das Schürzenband zwischen ihren Fingern, schaut vor sich hin und sagt nichts mehr. Sie hat blasse Hände, auch diese haben die Farbe des Staues angenommen, das sind nicht mehr die feuchten, grünbefleckten Hände der Gärtnerin; die Quelle aller Feuchtigkeit ist versieg, der Saft steigt nicht mehr in die Blätter und fliest nicht mehr milchig aus den Rippen des Salatkopfes, den man mit der Hand umfassen kann.

Wie sie so dasteht, kommt Prapioz daher. Prapioz sagt: «Der Garten, damit beschäftigen sich die Frauen, seht euch aber die Bäume an im Obstgarten. Aprikosenbäume, Kirschbäume, Pflaumenbäume. Sie waren mit Blüten beladen, die Blüten sind dahin. Die Kirschbäume sind grau geworden, der schöne Blütenschnee, der sie bedeckt hatte, ward schmutzig, und die Blüten haben Früchte angesetzt, doch seht nur, was für welche!» Er biegt uns einen Zweig entgegen. Der Baum ist traurig, seine Blätter hängen wirr herab wie die Federn eines toten Vogels. Und zwischen den Blättern, die ohne Lebenskraft sind, gewahrt man die Überfülle der Früchte, sie sind hart und trocken geblieben, vor der Zeit färben sie sich rot, des Lebens beraubt, ohne Fruchtfleisch, eingeschrumpft bis auf ihre Steine, die von einer runzeligen Haut umgeben sind.

«Ja», sagte der Mann, «so steht die Sache!» Er schlägt mit dem Fuss gegen den Stamm eines jungen Pflaumenbaumes. Allerlei Trümmer und Ueberreste, vermischt mit kleinen Hagelkörnern, das die Früchte sind, die nur schlecht an den Zweigen hielten, fallen einem auf den Kopf.

«Ein schönes Wetter für die Spinnen!» Er lacht ein wenig. Er führt einen zum oberen Ende des Baumgartens, wo die Wasserrinne ist; das Gras, welches an ihren Rändern wächst, ist ganz gelb. «Kein Tropfen Wasser mehr seit zwei Monaten; das von den Menschen gewonnene kommt nicht mehr bis hierher, und das andere!...» Er streckt den Arm zum Himmel auf, er lässt ihn wieder fallen. «Wir Menschen, wir können uns noch schlecht und recht aus der Sache ziehen, aber was wollen wir nur mit den Tieren anfangen?»

Man kehrt zurück vor das Haus. Immer noch stehen seine Frau, seine drei Töchter und der alte Vater dort, der nicht mehr gehen kann; er hat den Kopf geschüttelt und brummt etwas vor sich hin, als ob er sagen wollte: «Es ist nun einmal so!»

Seine drei Töchter sitzen auf den Stufen der Gartentreppe, es sind drei grosse Mädchen, achtzehn, fünfzehn und zwölf Jahre alt, drei schöne Mädchen, sie schauen einen an

und sagen nichts; drei grosse schöne Mädchen, obwohl auch sie ein wenig blass sind und etwas dürr aussehen, mit matten Gesichtszügen. — «Spinnenwetter.»

Indessen kommt die Nacht. Der letzte Lichtschein, der lange noch auf der höchsten aller Bergspitzen verharrete, als ob ein Signalfeuer dort oben entzündet worden wäre, ist erloschen, aber über uns am Himmel — man kann zwar nur wenig von ihm sehen — da treiben wie in einem dunklen Fluss Tausende von Sternen dahin. Und inmitten seines Bettes gewahrt man eine Art von Sandbank, das ist die

Milchstrasse mit ihrem Sternenstaub, als ob der Strom der Nacht, als ob auch er versiegen würde.

Und während man ihnen gute Nacht wünscht, heben sie, sie alle von der Familie Prapioz, noch einmal den Kopf zum Himmel empor, und nicht weniger hoch als sonst heben sie den Kopf, und trotz aller Hoffnungslosigkeit hoffen sie; selbst der Alte gibt sich viel Mühe, das eingerostete Scharnier seines Nackens in Bewegung zu bringen, und während dieses endlich mit einem Knacks nachgibt, hört man den Alten seufzen.

SCHWESTER MARIANNE ERTEILT RATSCHLÄGE

Gespräch zwischen Schwester Marianne Rytz, Oberin des kantonal-bernischen Säuglings- u. Mütterheims, Bern, und einer jungen Mutter



3. Fortsetzung

Wann soll mit dem Gemüse begonnen werden?

Unggefähr im sechsten Monat. Beginnen Sie mit Rübchen und Kartoffeln; die Rübchen sind ein wenig süß. Denn der Uebergang von den süßen Speisen — Milch, Fruchtsäfte — zu den gesalzenen — Gemüsebrei — erfordert vom Kind eine weitere Umgewöhnung. Die meisten Kinder nehmen das Gemüse ohne Schwierigkeit. Es gibt aber einige, die vor jedem neuen Geschmack zurückschrecken und die Speise zurückstossen. Was tut eine Mutter in einem solchen Fall?

Ja, was tut sie? Das Kind sollte doch den Gemüsebrei unbedingt essen... er ist doch so gesund... man muss es eben zwingen... die Nase zu drücken, dann...

Nein, nein! Damit würden Sie dem Kind die Treue brechen und es tief verletzen. Denken Sie immer daran, wie wichtig es ist, welche Eindrücke wir im ersten Lebensjahr in der kindlichen Seele, in dieser weichen Tafel aus Wachs, hinterlassen. Ueben wir uns in Geduld! Warten wir ruhig acht Tage nach dem Zurückweisen, bis der Eindruck dieses ersten Versuchs verblasst oder gänzlich ausgelöscht ist. Dann versuchen wir es nochmals, fügen aber dem Gemüsebrei ein wenig Zucker bei. Wenn das Kind den Brei immer noch verweigert, mischen wir das Gemüse mit ein wenig süsem Griessbrei, an den es schon gewöhnt ist. Später lassen wir langsam Blumenkohl, Spinat und Tomaten folgen.

Könnte man mir bei einem solch behutsamen Vorgehen nicht vorwerfen, ich verwöhne das Kind und ordne mich seinem Willen unter?

Nein! Sie ordnen sich ja gar nicht seinem Willen unter, sondern Sie führen es in kluger Weise dahin, wo Sie es haben wollen, ohne ihm durch Brükierung bleibenden seelischen Schaden zuzufügen. Das Ziel, dass es ohne weiteres Gemüse isst, wird ja erreicht, nur dass der Weg zum Ziel mit der zweiten behutsamen Methode etwas länger erscheint, das Kind aber dafür unbeschadet aus dem Erlebnis hervorgehen lässt. Kinder, die bei der Nahrungsaufnahme die geschilderten Schwierigkeiten machen, bedeuten zum Glück Ausnahmen. Es ist aber doch gut, wenn sich eine Mutter in einem solchen Falle zu helfen weiß.

Noch auf einen weiteren Umstand müssen Sie bei der Umgewöhnung des Kindes von süßen Milchspeisen auf Gemüse achten. Vielleicht essen Sie oder Ihr Mann selbst nicht gerne Rübchen oder Spinat. Sie nehmen dann, wenn das Kind das betreffende Gemüse zurückweist, ohne weiteres an, das Kind habe die Abneigung geerbt. So dürfen Sie aber nicht überlegen; denn das Kind spürt Ihren Widerstand, Ihre Hemmung, mit welcher Sie ihm zum Beispiel die Rübchen geben. Mit zunehmendem Alter wird auf diese Weise die Abneigung wachsen. Mag sein, dass Sie sogar vor dem Kind bemerken: «Es isst mir keine Rübchen, das hat es von meinem Mann geerbt, der isst auch keine.» Wundern Sie sich dann nicht, wenn das Kind überhaupt nie mehr Rübchen isst! Es versteht viel mehr, als die Erwachsenen glauben. Vermeiden Sie überhaupt, über das Kind in seiner Gegenwart zu Drittpersonen zu sprechen. Wenn Sie es dennoch